HERBERT GÜNTHER

# Seit gestern ist Frieden

GERSTENBERG

Herbert Günther

# Seit gestern ist Frieden

GERSTENBERG

## VERSUCH ES

Stell dich mitten in den Regen,
glaub an seinen Tropfensegen
spinn dich in sein Rauschen ein
und versuche gut zu sein!

Stell dich mitten in den Wind,
glaub an ihn und sei ein Kind –
lass den Sturm in dich hinein
und versuche gut zu sein!

Stell dich mitten in das Feuer,
liebe dieses Ungeheuer
in des Herzens rotem Wein –
und versuche gut zu sein!

*Wolfgang Borchert*

# Prolog

Wir hatten uns längst aus den Augen verloren, hatten jahrelang nichts voneinander gehört. Immer wenn er mir in den Sinn kam, war er sechzehn, voller Neugier auf das Leben, war er der erste Junge, den ich geküsst, der erste, der mir sehr viel bedeutet hat.

Am Morgen meines achtundfünfzigsten Geburtstags warf die Briefträgerin zusammen mit bunten Karten von Freunden und Verwandten und den vorgedruckten Glückwünschen von der Zahnarztpraxis und vom Optikergeschäft einen Brief durch den Schlitz neben der Haustür. Er rutschte auf den Fliesen bis weit in den Flur. Ich bückte mich und schon beim Anblick der Handschrift auf dem Umschlag durchfuhr mich ein freudiger Schreck. Absender: *G. Osterloh, Albrechtstraße 74, Berlin*. Konnte das sein? Gunnar? Nach so langer Zeit hatte er an meinen Geburtstag gedacht? Die plötzliche Erinnerung an Gunnar brachte mich so aus der Fassung, wie mich damals unsere erste Begegnung aus der Fassung gebracht hatte.

Ich ließ alle andere Post liegen, lief in mein Zimmer, setzte mich an den Schreibtisch. Voller Neugier und Ungeduld riss ich den Umschlag auf.

Es war gar kein Geburtstagsbrief. Auch kein »Weißt-du-noch-wie-schön-es-war«-Brief. Nach wenigen Sätzen stand er wieder deutlich vor meinen Augen, ich spürte seine sprühende

Begeisterung, hörte den suchenden, heiseren Ton seines Saxofons. Da war er wieder, Gunnar, dem ich so viel verdanke. Er schrieb, als wäre unsere letzte gemeinsame Reise erst gestern zu Ende gegangen. Als würden wir morgen wieder aufbrechen.

*Wieder ist alles in der Schwebe,* schrieb Gunnar. Der größte Teil seines Briefes erzählte davon, wie er mit seiner Tochter die ganz und gar euphorische Nacht des Mauerfalls am 9. November 1989 in Berlin erlebt hatte.

*Ein Freiheitsrausch,* schrieb Gunnar. *Die Menschen waren außer sich. »Wahnsinn« das Wort, das in aller Munde war. Umarmungen, Verbrüderungen wildfremder Menschen, unglaubliches Staunen. Was für ein Glück!*

*Es ist wie ein Aufwachen, Hanne, wie damals, der Augenblick, die kurze Zeit, in der wir gespürt haben, wie frei wir sind. Wir – das sind nun mehr und mehr unsere Kinder, die die Chance haben zum Neuanfang.*

*Nach der durchlaufenen, durchjubelten, durchfeierten Nacht bin ich mit Mirjam, meiner Tochter – sie ist so alt wie wir damals – am Spreeufer gesessen. Allmählich wurde es hell. Wir haben lange auf das dahinströmende Wasser geblickt und versucht, die wilden Eindrücke der Nacht zu sortieren.*

*»Jetzt ist der Krieg endgültig vorbei«, hat Mirjam gesagt. »Jetzt sind wir wieder ein Volk.«*

*Mirjam erinnert mich in vielem an dich, Hanne, und ich möchte ihr so gern etwas von dem schenken können, was uns damals angetrieben, was uns aus der dumpfen Erstarrung der Nazizeit hat aufbrechen lassen. Nichts ist zu Ende, alles fließt weiter wie das Wasser der Spree. Auch die Freude dieser Vereinigungsnacht wird nicht bleiben. Freiheit lässt sich nicht festhalten.*

*Unsere Kinder werden alles neu und alles anders machen. Das ist ihr gutes Recht. Sie werden ihre Fehler machen, so, wie wir sie gemacht*

*haben. Wir können nur versuchen, ihnen mitzuteilen, was uns umgetrieben, wonach wir gesucht, woran wir uns gestoßen haben. Wir könnten ihnen erzählen, wie das war, damals, als der Frieden begann …*

Gunnar. Es war, als stünde er neben mir. Die vielen Jahre, in denen wir uns nicht gesehen hatten, waren wie weggewischt. Als wären wir wieder sechzehn. Wieder die von damals.

Wie war das? Wie hat der Frieden angefangen, der uns heute zum Glück so selbstverständlich ist?

Erzählen kann ich nur meine Geschichte, und die ist eine andere als die von Gunnar oder die von jedem anderen Menschen aus dieser Zeit. Sie beginnt auf dem Hof vor unserem Haus, sie beginnt mit Julia und dem englischen Soldaten, mit Helmuts Treue zur Hitlerjugend, mit den Flüchtlingen, mit meiner unvollständigen Familie und unserer Angst vor der Zukunft.

# November 1945

## Der Engländer

# 1

Wir kamen aus dem Hühnerstall, Julia und ich, fünf nestwarme Eier in dem kleinen Korb, da bog der Jeep auf den Hof ein, Wasser spritzte aus der großen Pfütze, platschte gegen das Scheunentor, zwei englische Soldaten sprangen heraus und musterten misstrauisch die Fensterfront unseres Fachwerkhauses.

Erdmann, der schwarze Hofhund, sprang laut bellend aus seiner Hütte auf die Fremden zu, blieb aber in sicherem Abstand stehen. Ein dritter Soldat – er musste aus dem hinteren Teil des Jeeps geklettert sein – ging auf den Hund zu, redete auf ihn ein und zu meiner Überraschung beruhigte sich Erdmann und ließ sich schließlich sogar den Nacken kraulen.

Julia und ich rührten uns nicht vom Fleck. Die Soldaten schienen uns nicht bemerkt zu haben. Sie sprachen Englisch miteinander, was ich damals noch nicht verstand. Da zeigte einer, offenbar der Befehlshaber, auf uns und sagte etwas zu dem hundefreundlichen Soldaten. Der richtete sich auf und kam auf uns zu. Erdmann trottete brav neben ihm her.

Ich weiß nicht, ob meine Erinnerung mich täuscht, aber es könnte sein, dass es schon bei dieser allerersten Begegnung zwischen Julia und dem englischen Soldaten passiert ist. Jedenfalls war da etwas in ihren Augen und auch in seinen. Ich war vierzehn damals, also in einem Alter, in dem man so etwas merkt.

Julia war achtzehn, vier Jahre älter als ich, und für mich wie

eine große Schwester, obwohl wir gar nicht miteinander verwandt sind. Ich war froh, dass sie und ihre Mutter wieder häufig zu uns kamen nach der langen, dunklen Kriegszeit, in der wir uns beinahe für immer verloren hätten.

»Hallo«, sagte der englische Soldat auf Deutsch. »Sind wir hier richtig bei Familie Hoffmann?«

Er sah nur Julia an und Julia nickte.

»Helmut?« rief ich. »Ist es wegen Helmut?«

Jetzt wandte sich der Engländer auch mir zu.

»Wie heißt du?«, fragte er.

»Hanne«, sagte ich. »Hanne Hoffmann.«

»Dann bist du seine Schwester?« Das schräg sitzende Barett auf seinen dunkelblonden Haaren war ihm beim Hundekraulen verrutscht. Er schob es wieder zurecht.

»Zwillingsschwester«, sagte ich.

»Well«, sagte er. »Dein Bruder mag uns nicht.« Und schon wieder mehr zu Julia: »Ein kleiner Nazi immer noch. Der Krieg ist aus, aber er …«

»Er ist kein schlechter Junge«, sagte Julia und wurde puterrot.

»Wo ist er?«, rief ich. »Was habt ihr mit ihm gemacht?«

Inzwischen waren alle aus dem Haus gekommen und hatten sich auf den Treppenstufen vor der Haustür versammelt: Onkel Karl und Tante Lina, denen der Hof gehörte, meine Mutter und Julias Mutter.

»Come on, Adam!«, rief der Befehlshaber und winkte den deutschsprachigen Soldaten zu sich heran.

Ein letztes Lächeln für Julia, dann drehte sich der Gerufene um und ging mit seinem Vorgesetzten zur Treppe hinüber, Erdmann hinter ihm her.

Im Abstand von zwei, drei Metern zu den Engländern blieben wir vor dem Fenster zur ehemaligen Gesindekammer ste-

hen. Das Fenster wurde von innen aufgezogen und das Gesicht von Frau Jakumeit erschien, der Flüchtlingsfrau aus Ostpreußen, die seit vier Wochen mit ihrem Mann und ihrem Sohn Jan auf dem Hoffmann'schen Hof einquartiert war. Erschrocken presste sie die Hand vor den Mund, als erwarte sie großes Unheil.

Der Befehlshaber hielt eine Art Rede auf Englisch, die sich ernst und irgendwie drohend anhörte. Adam, der Dolmetscher, übersetzte. Bei ihm hörte sich alles anders an, fast freundlich, obwohl das, was er sagte, meine schlimmsten Befürchtungen bestätigte: Mein Bruder Helmut habe sich der Sabotage schuldig gemacht. Er sei dabei erwischt worden, wie er und seine Freunde versucht hätten, die Eisenbahnbrücke hinter dem Dorf in die Luft zu jagen. Darauf stehe Zuchthaus. Man habe ihn festgenommen. Er weigere sich zu reden. Ob man in diesem Haus etwa noch immer an Hitler glaube?

»Der dumme Junge!«, entfuhr es meiner Mutter. »Von uns hat er das nicht! Verführt haben sie ihn mit dem ganzen Nazimist!«

Onkel Karl versuchte es erst auf Englisch, wechselte aber schnell ins Deutsche und erklärte, dass die Familie Hoffmann seit dem Ersten Weltkrieg strikt gegen jeden Krieg eingestellt und dass kein Hoffmann je in die Nazipartei eingetreten sei. Und wenn die Kinder sich zu solchen Dummheiten hatten verleiten lassen, dann sei das ganz und gar nicht im Sinn der Familie.

Ich musste schlucken. Mit »solchen Dummheiten« war auch ich gemeint. Auch wenn ich seit einiger Zeit längst nicht mehr überzeugt war von dem, was ich bei den Jungmädeln und beim BDM gelernt hatte.

Adam übersetzte alles ins Englische und das Gesicht seines

Vorgesetzten entspannte sich ein wenig. Aber was er dann sagte, stellte sich – auch in der Übersetzung – als Befehl heraus: Meine Mutter müsse mit ihnen kommen, um ihren verstockten Sohn beim Verhör zum Reden zu bringen.

»Dann fahren wir mit«, sagte Julia neben mir sofort. Sie wandte sich an den Dolmetscher: »Okay?«

Der Dolmetscher nickte, und als wir schon drauf und dran waren, in den Jeep zu steigen, merkte ich, dass ich immer noch den Eierkorb in der Hand hielt.

Der Engländer hielt uns die Tür auf. »Schöne Eier!«, sagte er und grinste.

Ich bin selten schlagfertig, aber in diesem Moment fiel mir wie von selbst etwas ein.

»Wollen Sie eins?«

Er lachte und zog die Augenbrauen hoch. Dann ließ er seine rechte Hand über den Eiern kreisen, als sei es wichtig, ein ganz bestimmtes auszuwählen, und nahm schließlich das Ei aus der Mitte.

»Thank you very much«, sagte er. »Vielen Dank!« Er hielt das warme Ei gegen seine Wange, dann warf er es hoch, fing es auf und ließ es in der ausgebeulten Brusttasche seiner Uniformjacke verschwinden.

Ich drückte den Eierkorb Tante Lina in die Hand. Sie fasste mich am Arm, als wolle sie mich zurückhalten, und ließ nur zögernd los.

Mutter, Julia und ich rutschten auf der Rückbank des Jeeps eng zusammen. »Bestechung!«, flüsterte Julia mir zu und lachte.

Mir war nicht nach lustig. Bis vor einem halben Jahr waren die Engländer unsere Feinde gewesen. Jetzt waren sie die Sieger und Besatzer. Sie hatten Helmut erwischt. Helmut im Zuchthaus? Das wollte ich mir nicht vorstellen.

Der Fahrer ließ den Motor an, wendete und fuhr durch die große Pfütze vom Hof. Ich drehte mich um. Der Jeep bog auf die Straße ein, und ich sah gerade noch, wie Onkel Karl Erdmann am Halsband festhielt.

# 2

Der Gasthof *Zur Linde* war ganz in der Hand der Engländer. Dort hatten sie ihre Verwaltungsstelle eingerichtet, die auch für die umliegenden Dörfer zuständig war. Im Schankraum saßen Einheimische und Flüchtlinge und warteten darauf, aufgerufen zu werden.

Eskortiert von den englischen Soldaten gingen wir an der Theke vorbei.

»Kopf hoch, Ida. Wird schon nicht so schlimm werden«, flüsterte der dicke Wirt meiner Mutter zu, aber Mutter hörte nicht hin.

Im Saal hing die englische Fahne, genau dort, wo bei Schützenfesten und Kirmes die Musikkapelle saß. An den Fensterseiten links und rechts waren Tische aufgestellt. Dahinter saßen Engländer, manche in Uniform, manche in Zivil, und vor ihnen standen oder saßen Leute, die Papiere brauchten, Bescheinigungen, Pässe.

»Adam, come here!«, tönte es sofort von zwei Tischen, als wir den Saal betraten. Der Dolmetscher ging zum ersten Tisch auf der rechten Seite, vor dem mit rotem Gesicht der Bauer Dahlke saß, kopfschüttelnd und scheinbar hocherregt.

Die englischen Soldaten, daran hatten wir uns inzwischen gewöhnt, gaben sich ziemlich lässig und unbekümmert. Die Disziplin der deutschen Soldaten war ihnen offenbar fremd. Oft

spielten sie Fußball auf der Dorfwiese und ließen auch deutsche Kinder mitspielen. Dass Deutsche mit den Engländern spielten, hielten viele Leute im Dorf für ehrlos. Aber auch wenn es ihnen verboten wurde, sah man immer öfter Kinder hinter dem Ball herlaufen. Viele meiner Freundinnen aus BDM-Zeiten waren der Meinung, die Freundlichkeit der Engländer sei nur Taktik und man dürfe ihnen nicht trauen.

Die Soldaten führten uns quer durch den Saal, drei Stufen hinauf und in den Raum vor der Kegelbahn.

Da saß er. Mein Zwillingsbruder Helmut. Vornübergebeugt auf der Stuhlkante, eine rote Schramme quer durchs Gesicht, die rotblonden Haare hingen ihm wirr in die Stirn. Er starrte vor sich hin auf den Fußboden und tat, als ginge ihn das alles nichts an. Links neben ihm stand ein englischer Soldat, rechts unser Bürgermeister Bohnekamp und der Polizist Rupp aus dem Nachbardorf. Als würden sie einen Schwerverbrecher bewachen.

Helmut blinzelte vorsichtig hinter den Haaren hervor, als wir vor ihm standen, sah aber nicht auf.

»Helmut, du Schafskopf!«, rief Mutter. Sie sah aus, als hätte sie ihn am liebsten abwechselnd geschüttelt und an sich gedrückt. Doch sie bezwang sich. »Du dreimal dummer Junge!«, schimpfte sie los. »Warum begreifst du nicht? Der Krieg ist aus. Hör nicht länger auf die Rattenfänger! Denk an deinen Vater, an deine Familie!«

Es zuckte kurz in seinem Gesicht. Aber er antwortete nicht und starrte weiter auf den Fußboden.

Ich ging vor ihm in die Hocke, legte meine Hand auf seinen Arm, aber er schob sie weg. Dann riss er seine Arme hoch, als würde etwas in ihm explodieren. »Lasst mich in Ruhe!«, schrie er. »Lasst mich alle in Ruhe!«

Ich erschrak. Solche Wutausbrüche hatte er selten. Dass er sich auch mir gegenüber verschloss, war neu. Er schien verwirrt. In der Hand der Feinde sein – hatten wir gelernt –, das sei das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte.

»Bastard!«, hörte ich die Stimme von einem der beiden Soldaten hinter mir. Dann spürte ich Julias Hand auf meiner Schulter, was mir guttat und mich beruhigte. Mutter schüttelte ratlos den Kopf.

»Da sehen Sie's, Frau Hoffmann«, ließ sich Polizist Rupp hören. »Der verflixte Bengel sagt keinen Ton!«

»Sie haben ihn unter der Eisenbahnbrücke erwischt, Ida«, sagte der Bürgermeister. »Die wollten sie in die Luft jagen, die Rappelköppe.«

Erst als der vielbeschäftigte Dolmetscher kam, konnte das Verhör beginnen. Der Befehlshaber stellte die Fragen – Fragen, die er offenbar schon ein paarmal gestellt hatte – und Adam übersetzte.

»Also noch einmal: Wer waren die beiden anderen?«

Helmut schwieg.

Polizist Rupp hatte nicht länger Geduld. »Rede doch endlich, Bursche!«, brüllte er. »Es waren doch deine beiden Spezis! Siegfried Hagemann und Armin Kornrumpf. Warum gibst du das nicht zu?«

»Ich bin kein Verräter«, sagte Helmut kaum hörbar.

»Wo ist euer Lager?«, übersetzte der Dolmetscher die nächste Frage. »Woher habt ihr den Sprengstoff? Die Waffen? Die Munition? Habt ihr nicht schon genug Unheil angerichtet? Willst du, dass am Ende noch mehr Menschen zu Tode kommen?«

Helmut schwieg.

Er schwieg auch zu allen anderen Fragen. Wer hinter ihrer Aktion stehe. Ob Erwachsene sie angestiftet hätten. Wem sie

mit ihrem Anschlag hätten schaden wollen. Seit wann sie den Anschlag geplant hätten. Ob sie zu der Organisation »Werwolf« gehörten.

Helmut sagte zu alldem kein Wort, sah niemanden an, starrte eisern auf einen Punkt auf dem Boden. Aus der langen Schramme auf seiner Wange sickerte an einer Stelle Blut.

Mutter fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. Ratlos war auch sie, und eine Hilfe beim Verhör konnte sie nicht sein. Eher war ihre, war unsere Anwesenheit ein Grund mehr für Helmut zu schweigen.

Dann geschah etwas Unerwartetes. Adam, der Dolmetscher, »unser« Engländer, der freundliche junge Mann, der Julia schöne Augen gemacht hatte, verlor die Fassung. Er stürzte auf Helmut zu, packte ihn am Arm, zerrte ihn hoch, schüttelte ihn und schrie: »Du Idiot! Du Vollidiot! Du weißt ja überhaupt nicht, wem du da die Treue hältst! Antworte endlich, rede, sonst, sonst …«

Er holte aus und vielleicht hätte er tatsächlich zugeschlagen, aber sein Vorgesetzter fiel ihm in den Arm, hielt ihn fest und drückte ihn – wie ein Vater seinen Sohn – an sich.

»All right, Adam«, sprach der Offizier beruhigend auf ihn ein. »It's all right.«

Der Dolmetscher zitterte am ganzen Körper. Er schien außer sich, er presste die Augen zusammen und ließ es zu, dass sein Vorgesetzter ihn – ganz unsoldatisch – umarmte und ihm über Rücken und Kopf strich.

Seltsam. Für einen Soldaten war das eine unwürdige Situation. Von den Hitlerjungen hätte er Hohn und Spott geerntet. Warum der Gewaltausbruch? Vielleicht hatte der freundlich wirkende junge Mann noch eine andere, eine dunkle Seite.

Auch Helmut zeigte sich von dem Vorfall irritiert. Er war auf

den Stuhl zurückgefallen, sah jetzt zum ersten Mal hoch und blickte verständnislos auf die eng beieinander stehenden Soldaten.

Endlich löste sich der Dolmetscher aus der Umarmung seines Vorgesetzten. Er atmete tief durch. Dann schob er sich zwischen den umstehenden Menschen hindurch und verließ hastig den Raum.

Es herrschte betretene Stille. Erst nach einer Weile richtete sich die Aufmerksamkeit wieder auf die Frage, was denn nun mit meinem Bruder Helmut passieren sollte.

Nach Hause durfte Helmut nicht. »No way«, sagte der Offizier und Julia übersetzte. Eine Nacht auf der Kegelbahn, gut bewacht, das würde ihn vielleicht gesprächig machen, sagte der Befehlshaber. Und wenn nicht eine Nacht, dann zwei oder drei. Man würde sehen.

# 3

Meine Familie ohne Helmut: Zum Abendessen trafen wir uns am langen Tisch in der Küche. Eine Weile herrschte verlegenes Schweigen. Niemand wollte über Helmut reden. Alles war gesagt worden.

*Dummer Junge. Hat die falschen Freunde. Wann begreift er endlich, dass der Krieg zu Ende ist?*

»Wir sind eine Notgemeinschaft«, hatte Onkel Karl erklärt, als im Lauf des Sommers '45 sechs Flüchtlinge auf seinem Bauernhof einquartiert worden waren. Jeder hatte seine eigenen Probleme.

Vor drei Wochen erst hatten Onkel Karl und Tante Lina vom Suchdienst des Roten Kreuzes die niederschmetternde Nachricht erhalten, dass ihr einziger Sohn, Hoferbe Gustav, in einem russischen Gefangenenlager in Sibirien ums Leben gekommen war. Tante Lina sah man seitdem nur noch in schwarzen Kleidern und aus der gütigen, immer optimistischen Bäuerin war in kurzer Zeit eine gebeugte, schreckhafte alte Frau geworden. Sie und Onkel Karl waren über siebzig – wie es jetzt mit dem Bauernhof weitergehen sollte, wussten sie nicht.

Auch wir, Mutter, Helmut und ich, waren hier eigentlich nur Gäste, zusätzliche Esser. Vor mehr als fünf Jahren, Helmut und ich waren gerade mal neun, musste Vater in den Krieg. Auf sei-

nen Rat hin hatten wir unsere kleine Mietwohnung in der Stadt aufgegeben und waren zu Vaters Onkel Karl hierher auf den Hoffmann'schen Bauernhof gezogen. Mutter, die auch aus dem Dorf stammt, war für Tante Lina eine willkommene Hilfe bei der Haus- und Feldarbeit. Nach dem Krieg, so war es geplant, würden wir zurück in die Stadt gehen, Vater würde wieder in seinem Beruf als Buchhändler arbeiten und Helmut und ich könnten vielleicht doch noch eine höhere Schule besuchen. Aber seit einem Vierteljahr hatten wir von Vater nichts mehr gehört. Jeden Tag, wenn der Postbote kam, schwebten wir zwischen Hoffnung und Angst und waren schon erleichtert, wenn wenigstens keine schlimme Nachricht eintraf.

An den Wochenenden saßen meistens auch Louise und Julia mit am Tisch, unsere Beinaheverwandten sozusagen. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich Louise in Onkel Max verliebt, Vaters älteren Bruder. Sie verlobten sich. Doch dann war Onkel Max im Krieg in Frankreich schwer verwundet worden. Louise hatte ihn im Lazarett hingebungsvoll gepflegt. Er wäre gesund geworden, sagten meine Eltern oft, hätten die Ärzte nicht eine Elektroschockbehandlung an ihm ausprobiert. Onkel Max war daran gestorben. Viele Jahre später hatte Louise Johannes Mehnert geheiratet, Julias Vater. Vor zwei Jahren, 1943, war er in Stalingrad gefallen. Seitdem kamen Louise und Julia wieder oft zu uns. Auch Onkel Karl und Tante Lina mochten sie. Wie alle erwachsenen Hoffmanns waren auch Louise und Julia gegen Hitler. Nur Helmut und ich standen auf der anderen Seite, waren begeistert in Hitlerjugend und BDM, glaubten an »die neue Zeit«. Glaubten, dass der Nationalsozialismus der richtige Weg in eine bessere Zukunft sei. Es ging aufwärts in Deutschland nach vielen Jahren des Durcheinanders. Die Arbeitslosen waren von der Straße, mit all unseren Hoffnungen fühlten wir uns in

der »Volksgemeinschaft« aufgehoben. Selbst im dritten Kriegsjahr hatten wir – wie es uns eingeimpft worden war – immer noch geglaubt, dass jede Kritik am Nationalsozialismus Feindpropaganda sei. Über die Nörgeleien der Erwachsenen in unserer Familie lächelten wir lange. War es nicht immer so, dass die Älteren nicht mitkamen mit den neuen Ideen, die die Welt veränderten? Erst ganz am Ende des Krieges wuchsen meine Zweifel, aber immer noch tat es weh, sie vor mir zuzugeben. Helmut dagegen war standhaft geblieben und wehrte sich, wie er sagte, sein Fähnchen in den Wind zu hängen.

Im Unterschied zu Mutter hatten Julia und Louise nie versucht, Helmut und mich umzustimmen. Immer gab es etwas über aller Politik, das uns verband. Unsere Freundschaft hielt viel aus. Halb im Scherz sagte Julia einmal, ihre Wochenendausflüge zu uns aufs Land seien »Fluchten an die Fleischtöpfe«, und sie würden überhaupt nur zu uns kommen, um sich satt zu essen. Damals kamen viele Leute aus der Stadt zu Hamsterfahrten ins Dorf, boten Trödelkram, aber auch goldene Uhren und Schmuck im Tausch gegen Wurst und Schinken an. Julia und ihre Mutter mussten nichts anbieten, sie fuhren jeden Sonntag mit einem Beutel voller Lebensmittel in die Stadt zurück. Aber sie kamen nicht nur deshalb. Jeden Samstag ging Louise auf den Friedhof und stand lange vor dem Grab von Onkel Max.

Von den anderen am langen Küchentisch, von den Flüchtlingen, wusste ich nicht viel. Nur dass sie alle Schlimmes erlebt hatten, dass sie aus ihrer Heimat fliehen mussten und voller Ungewissheit waren, wie ihr Leben weitergehen sollte.

Vor einer Woche war der Lehrer Piontek bei uns einquartiert worden, ein langer, dünner Mensch, Mitte vierzig. Noch hatte ich ihn kaum ein Wort reden hören. Heute Abend saß er neben Louise, der Buchhändlerin.

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, sagte der Lehrer. »Ich würde ja gern glauben, dass Bücher die Welt besser machen. Aber sehen Sie sich die Welt an …«

»Bücher machen die Welt nicht besser«, antwortete Louise. »Aber die Menschen vielleicht, die die richtigen Bücher lesen.«

Der Lehrer Piontek war aus Dresden geflohen, nachdem die Stadt im Februar '45 vollkommen zerstört worden war. Er hatte sich einem Flüchtlingstreck angeschlossen und war dann lange in einem Lager gewesen. Was aus seiner Familie geworden war, darüber sprach er nicht.

Die beiden Schwestern Matysek stammten aus Schlesien und wohnten schon seit zwei Monaten bei uns. Sie waren sehr fromm und behaupteten, alles, auch der Krieg, sei gottgewollt und wir Menschen müssten alles Leid als Gottes Willen demütig hinnehmen. Vor und nach jedem Essen beteten sie still für sich und manchmal konnte ich in ihren Blicken die Enttäuschung darüber lesen, dass wir nicht mit ihnen beteten. Sie waren katholisch und fühlten sich hier in evangelischer Umgebung fremd.

An meiner Tischseite saß – neben Helmuts leerem Stuhl – Jan Jakomeit, der mit seinen Eltern aus Ostpreußen geflohen war. Seine kleine Schwester hatte die Strapazen der Flucht nicht überstanden. Frau Jakomeit erzählte oft von der sechsjährigen Irmgard und von dem großen Bauernhof, den sie zu Hause besessen hätten. Was Frau Jakomeit zu viel redete, fand ich, redeten Jan und sein Vater zu wenig. Die Familie wohnte in der ehemaligen Gesellenkammer und kam, wie die anderen Flüchtlinge auch, zu den Mahlzeiten in die Küche.

Nach dem Essen blieben wir alle noch eine Weile am Tisch sitzen, jeder in seine Gedanken versunken. Draußen war es dunkel, nasskalt, Novemberwetter, man hörte den Wind im nahen Wald. Morgen war Sonntag, der Tag ohne Post.

Schließlich erhob sich Onkel Karl und wünschte allen eine gute Nacht. Man nickte sich zu und ging auseinander.

Julia und ich schliefen in dem breiten Bett mit den quietschenden Sprungfedern, das in der kleinen Kammer stand, die früher einmal die Wurstkammer gewesen war. Eine Heizung gab es hier nicht, wir mussten uns mit einem Federbett begnügen. Durch das kleine Fenster sah ich Wolkenfetzen über den Mond ziehen und ab und zu blinkte ein Stern. Ich dachte an Helmut, der jetzt auf der Kegelbahn eingesperrt war. Er war ganz allein in der neuen Zeit, die ganz anders war als die neue Zeit, von der wir vor einem Jahr noch gesungen und an die wir geglaubt hatten. An die Helmut vielleicht immer noch glaubte. Jetzt waren alle gegen ihn.